

Der Mythos Staufer – Eine schwäbische Königsdynastie wird erinnert und instrumentalisiert

Es staufert wieder! *Um an die identitätsstiftende Herrscherfamilie zu erinnern, steht der Tourismus in Baden-Württemberg 2010 ganz in ihrem Zeichen*, liest man in der Presse. Über 30 Städte und Stauferstätten wollen etwas vom großen Stauferkuchen abhaben, der offiziell im September angeschnitten wird mit der Eröffnung der spektakulären neuen Staufer-Ausstellung, ausgerichtet von den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen. *Von Schauspielführungen auf dem Trifels, über Konzerte im Mannheimer Wasserturm bis hin zu Jagdvo-gelflügen auf der Burg Guttenberg reicht das Programm für das größte Kulturereignis des Jahres 2010 in Süd-deutschland.*

Es gibt sogar vogelkundliche Führungen im Mannheimer Luisenpark: *Birdwatching mit den Augen Friedrichs II.* Göppinger Schüler sollen ein Barba-rossa-Musical aufführen. Entwarnung kann vermut-lich gegeben werden, was das Unterschichtenfern-sehen angeht. Mit einer Staufer-Sitcom auf SAT1 – als Titel könnte man «Eine schrecklich nette Dynastie» erwägen – ist höchstwahrscheinlich nicht zu rech-nen, denn wirklich populär ist die mythenumwo-bene Herrscherfamilie letztlich doch nur in bil-dungsbürgerlichen Kreisen.

Immerhin: Als Tourismus-Magnet sind die Stau-fer quicklebendig. Vor allem die Stuttgarter Staufer-ausstellung des Jahres 1977 hat den «Histourismus» auf den Spuren der Staufer außerordentlich geför-dert. Seit 1977 gibt es in der ostwürttembergischen Touristikregion Stauferland die «Straße der Staufer», die zu den Stauferstätten rund um den namenge-benden Hohenstaufen führt.

Doch beschränkt sich die Stauferverehrung kei-nesfalls auf die Stammlande. Mit einigem Erstaunen entdeckte ich in der Wikipedia einen Artikel «Barba-rossastadt». Fünf Städte nennen sich so: Sinzig im Rheinland, Kaiserslautern, Gelnhausen sowie die beiden thüringischen Städte Altenburg und Bad Frankenhausen, letzteres aufgrund der Lage am Kyffhäuser.

Überall bemüht man sich nach Kräften, mit den Staufern Kasse zu machen, aber am Spektakulärsten ist der Staufer-Zauber, den die ehrwürdige Staufer-grablege Lorch im Remstal veranstaltet. Offenkun-dig inspiriert vom Bauernkriegspanorama des DDR-Künstlers Werner Tübke in Bad Frankenhausen schuf der Lorcher Künstler Hans Kloss in poppig-ten Farben ein Stauferrundbild, das 2002 im Kloster

Lorch eröffnet wurde und in zehn Stationen die stau-fische Geschichte von 1102 bis 1268 Revue passieren lässt. Man hat den historischen Kapitelsaal damit befüllt, der historische Raumeindruck ist dahin, aber immerhin hat der Maler über 600 Tiere, davon die Mehrzahl Pferde, naturgetreu dargestellt. Es ist ein Kunstwerk des Superlativs, 30 Meter lang und 4,5 Meter hoch und das größte Gemälde auf Leinwand in Südwestdeutschland.



Castel del Monte, Ausschnitt aus dem Lorcher Stauferrundbild von Hans Kloss.

Seit Jahren sorgt ein in Göppingen ansässiges Komitee der Stauferfreunde dafür, dass aufwändige und unübersehbare Stauferstelzen wichtige Wirkungsorte der Staufer europaweit vernetzen. Kann dank generöser Sponsoren ein weiterer Meilenstein dieser «Durchmöblierung» gefeiert werden, wird ein zünftiger Event angesetzt. 2008 war Lorch an der Reihe, enthüllt wurde eine *oktagonale Stele aus schwäbischem Jura-Travertin, den Grundriss von Friedrichs Castel del Monte aufgreifend, gekrönt von einem die achteckige Kaiserkrone symbolisierenden goldenen Band, darunter die Wappen des Heiligen Römischen Reichs, des Herzogtums Schwaben und der Partnerstädte Lorch und Oria, unter dem Wappenfries Texte zur Geschichte von Kloster Lorch und zum Leben Philipps und Irenes und der südstaufischen Stadt Oria*. Unübertroffen originell durften oktagonale «Castel-del-Monte-Wecken» verzehrt werden. Vergleichsweise einfallslos gibt sich dagegen der auf der Burg Katzenstein auf dem Härtsfeld servierte Stauferteller: *Rehrbraten in Preiselbeersosse mit hausgemachten Spätzle und buntem Salateller* für 14 Euro 50.

Ist so viel Stauferitis nur mit sehr viel Rotwein zu ertragen? Kein Problem: Eine Recherche in der Internetdatenbank des Deutschen Patent- und Markenamts ergibt, dass unter den über 60 Marken rund um Barbarossa seit 1987 auch eine Marke «Kaiser Barbarossa» für Weine registriert ist.

Dass geschäftstüchtige Tourismus-Manager die Staufer-Erinnerung instrumentalisieren, sollte nicht weiter verwundern. Aber funktionieren kann der für 2010 vorgesehene Großangriff auf die Herzen der Stauferfreunde und ihre Geldbörsen doch nur, wenn auf Seiten des Zielpublikums ein entsprechender Bedarf besteht, wenn also nach wie vor eine Faszination von den Begriffen Staufer und Stauferzeit ausgeht. Warum sind die Staufer etwas ganz Besonderes?

Ich will im Folgenden versuchen, der Stauferbegeisterung historisch auf den Grund zu gehen. Was hat seit dem Humanismus die Nachwelt an den Stauern gefesselt, wie wurden die staufischen Herrscher – ich werde mich im Wesentlichen auf Friedrich Barbarossa, Friedrich II. und Konradin konzentrieren – erinnert? Wieso war ausgerechnet der Staufer-Mythos so wirkmächtig? In sieben kurzen Kapiteln, die vom Humanismus bis zur Stauferausstellung 1977 reichen, werde ich mich dem Phänomen der Staufer-Rezeption nähern. Drei Abschnitte gelten den genannten Herrschern, zwei beschäftigen sich mit schwäbisch-regionalen Traditionen im Humanismus und im 19. Jahrhundert. Je einer thematisiert die Instrumentalisierung der Staufer in der NS-Zeit und die Stuttgarter Stauferausstellung.

*«Durch ihre Sieg' und Triumphe
erstrahlte das mächt'ge Europa» –
Stauferverehrung im Humanismus*

Beginnen will ich mit einem lateinischen Gedicht des Tübinger Poeten Heinrich Bebel aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Es wurde nicht nur in einer Werkausgabe Bebels von 1509 abgedruckt, die stolzen Lorcher Mönche brachten es auch auf einer Schrifttafel wohl in der Nähe des heute noch vorhandenen Hochgrabs zu Ehren des Schwabenherzogs Friedrich I. in ihrer Klosterkirche an. Es findet sich auch in der Blaubeurer Chronik des Christian Tubingius, wo es heißt, Heinrich Bebel habe das Lob dieser Schwabenherzöge – gemeint ist die heute als Staufer bekannte Dynastie – mit dem folgenden Gedicht formuliert: *Auch der vornehme Stamm des schwäbischen Herzogshauses / Konnte des grimmen Tods furchtbare Macht nicht fliehn. / Herrlicher Taten Zier und der Ruhm des gewaltigen Reiches, / Ahnen, Reichtum und Mut, schmückten sie allezeit. / (...) Länger als hundert Jahre regierten sie machtvoll alleine / Und beherrschten das Reich Roms und der deutschen Nation. / (...) Auch der grimmige Türke, besiegt von der Kampfkraft der Schwaben, / Behte, der Sultan entwich, fürchtend die schwäbische Kraft. / (...) Durch ihre Sieg' und Triumphe erstrahlte*



*Klosterkirche Lorch im Remstal, Innenansicht nach Osten.
Kolorierter Stahlstich von Johann Sebald Baumeister, 1804.*



«Wapen des durchleichtigen hochgebornnen Fürsten unnd Herrn, Herrn Friderichen, Hertzogen zue Schwaaben». Aus der Stauferchronik von David Wolleber, 1581.

das mächt'ge Europa, / Asiens blutig Gefild beugte sich ihrer Macht!

Es gehört zur Gattung des Lobgedichtes, dick aufzutragen. Babels Nennung Europas ist vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Türkengefahr zu sehen. Die imperiale Größe der Stauferzeit wird als leuchtendes Gegenbild zur eigenen Gegenwart effektiv in Szene gesetzt. Dass deutscher Patriotismus die Verse diktiert hat, ist unverkennbar. Gleichzeitig ist aber auch schwäbischer Patriotismus, Identifikation mit dem Vaterland Schwaben, deutlich präsent.

Der Name Staufer war im Humanismus nicht gebräuchlich, auch wenn man durchaus von den Herren von Hohenstaufen oder Staufen sprach. Den Familiennamen ersetzte vielfach die Amtsbezeichnung: die Staufer sind die *Herzöge von Schwaben*. Gerade im deutschen Südwesten, auf dem Boden des ehemals staufischen Herrschaftsbereichs, verbanden sich bei dem Blick auf die einstige Herrscherfamilie schwäbischer und deutscher, also regionaler und nationaler Patriotismus.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts ist ein deutliches Interesse an den Stauern in Augsburg, das sich als *Hauptstadt Schwabens* – metropolis Sueviae – sah, belegbar. Hier wirkte der Benediktinermönch und Chronist Sigismund Meisterlin, über den Paul Joachimsohn schrieb: *Der Schwabe Meisterlin denkt schwäbisch, die Stauer sind seine Lieblinge als «schwäbische Herren»*.

Im Raum um die einstige Stammburg Hohenstaufen blieben die Erinnerungen an die einstigen Herren nicht nur im staufischen Hauskloster Lorch präsenter als andernorts. Vor allem seit der Zeit um 1500 wurden historische Traditionen gefunden oder besser gesagt erfunden, die das Bild der Stauerzeit besonders glanzvoll malten. So berichtet etwa der Wiener Gelehrte Ladislaus Sunthaim um 1500 von Schwäbisch Gmünd, die Herzöge von Schwaben des Geschlechts von Hohenstaufen hätten oft ihren Hof da gehalten und die Bürger seien dadurch reich und mächtig geworden. Jetzt sei die Stadt längst nicht mehr so mächtig, da ihr ein Fürstenhof fehle. Also auch hier: die Stauerzeit als Gegenbild zur eher tristen Gegenwart.

Lokale Stauertraditionen begegnen auch hinsichtlich der Burg auf dem Elisabethenberg bei Waldhausen im Remstal, die schon in einem Vogtbericht von 1535 als Kanzlei der Herzöge von Schwaben gilt, oder später in Wäschenbeuren, das volksetymologisch als Wäsche der Stauer gedeutet wurde. Reicher war die Traditionsbildung natürlich in den Städten, also in Schwäbisch Gmünd, Göppingen und Waiblingen. Selbst das winzige Aalen wollte sich im 16. Jahrhundert im Glanz staufischen Herrschertums sonnen. Aalen käme von Aula, dem Hoftag Barbarossas, den dieser am Aalener Burgstall abgehalten haben soll, wollte man wissen. Im späten 18. Jahrhundert zeigte man Fremden in der Stadtschreiberei sogar einen alten Sessel, der als Reliquie Barbarossas ausgegeben wurde. Bis heute hält Aalen erbittert an der Hypothese fest, dass es eine staufische Stadtgründung sei.

Im Humanismus wurde die staufische Geschichte wieder entdeckt, zunächst in gelehrten lateinischen Werken und Ausgaben stauerzeitlicher Quellen, dann aber auch in deutschsprachigen Büchern, die sich an ein breiteres Lesepublikum wandten. 1520 erschien die Barbarossa-Biografie des Johannes Adelphus auf Deutsch. So konnte es am Ende des Jahrhunderts der lateinunkundige Schorndorfer Chronist David Wolleber wagen, umfangreiche handschriftliche Staufergeschichten, repräsentativ mit Wappen und Abzeichnungen der Lorcher Stauerwandbilder geschmückt, den Fürsten seiner Zeit in der Hoffnung auf möglichst großzügige Belohnung zu verehren.

Die humanistischen Bemühungen um die Staufergeschichte verbreiterten die Wissensbasis erheblich. Für reformatorisch gesinnte Autoren waren die Staufer aufgrund ihrer heftigen Auseinandersetzungen mit dem Papsttum von besonderer Bedeutung. Deutsche Patrioten, die gegen Rom kämpften, fanden den Konflikt in der Geschichte wieder.

*Tränen für Konradin: in 90 Dramen
Edelmut gegen Kälte eines Erbarmungslosen*

1782 widmete der damals 20-jährige Karl Philipp Conz aus Lorch, ein Jugendfreund Schillers, sein anonym erschienenenes Drama «Konradin von Schwaben» den *Schatten Barbarossas und Friedrichs*. In einer pathetischen Vorrede wendet sich Conz an die beiden Herrscher und erinnert daran, wie er in der Kirche seines Geburtsorts, also im Kloster Lorch, ergriffen vor ihren Bildern stand. Er bewunderte ihren Kampf gegen den Damm, den *Vorurtheil, gewalthätiger Eigennutz und stolze Herrschsucht in der Pfaffenkutte erbaut hatten*. Conz ruft aus: *Ha! Daß ihr aufstehen könntet aus Euren Gräbern und sehen, was Euer Deutschland jetzt ist, wie die alte rauhe Tugend sich so stattlich umgeschliffen hat zur modischhöflichen Falschheit, wie die Kraft versiegen gegangen ist zu Wasser*. Auch das bereits erwähnte Thema des schwäbischen Patriotismus fehlt nicht: *Euch Ihr Edlen und Ersten meines Volks übergeb ichs, nicht im spanischen Mantel der Unterthänigkeit daher kriechend; Nein mit all dem Stolze, daß Ihr Schwabens Söhne seyd und ich – ein Schwabe bin*.

Schon vorher gab es Jesuitendramen, die am Beispiel Konradins den *Sieg der Kirche über die Hybris der Fürsten*² darstellten, aber das von der literarischen Bewegung des Sturm und Drangs beeinflusste Konradin-Drama von Conz war der eigentliche Auftakt einer nicht endenwollenden Folge von Theaterstücken, in denen das traurige Schicksal des letzten Staufers beweint wurde. Und es war womöglich, glaubt man Walter Migge, auch das beste von allen. Neben seiner oft *vulkanisch ausbrechenden Diktion*, urteilte er, *erscheinen alle Versuche späterer Generationen dünnblütig*.

Eine Zürcher Dissertation von Andreas Müller hat fleißig für die Zeit von 1800 bis 1900 66 Dramen oder Romane gezählt, deren Held Konradin war. Bis 1945 kommen noch weitere 24 Konradin-Dichtungen hinzu. Auch der spätere Bundespräsident Gustav Heinemann verfasste als 16-Jähriger, also wohl 1915, ein Konradin-Drama. Die meisten dieser Stücke sind belanglose Massenware: *Jugendwerke in Schwarzweißzeichnung: der edelmütige Knabe gegenüber der Kälte eines Erbarmungslosen*³. Schon im 19. Jahr-



hundert hat man die Produktion von Konradin-Dramen ironisch kommentiert. 1915 spottete Julius Hart, *daß man schon seit längeren Zeiten den literaturgeschichtlichen Augenblick herbeisehnt, wo auf der Bühne der letzte Staufer das letzte Mal vor Gott kniet*⁴.

Die Geschichte Konradins war eine Steilvorlage für anti-welsche, anti-französische Ressentiments. Schon der erwähnte Humanist Heinrich Bebel, der eine eigene Schrift über Konradin plante, hat die Franzosen in seinem «Triumphus Veneris» dafür angeklagt.

Konradins tragisches Schicksal bewegte, ergriff, rührte zu Tränen. Bezeichnend ist eine Stelle in Immermanns «Münchhausen» (1839), wo es über ein junges Mädchen heißt: *wenn er ihr sagte, daß Karl von Anjou mit finsterem unbeweglichem Gesichte zugesehen, als er den jungen unschuldigen Konradin hinrichten lassen, so faltete sich die reine Stirn und Tränen flossen unter diesen lieben zornigen Falten*⁵.



Die Hinrichtung Konradins. Kolorierter Kupferstich aus Emils Bilderbuch, Meißen 1827.

Die Wallfahrt nach Hohenstaufen – Nach 1871 kein Denkmal auf dem Kaiserberg

In seiner «National-Chronik der Teutschen» vom 28. September 1803 berichtete der evangelische Pfarrer zu Neubronn und württembergische Publizist Johann Gottfried Pahl ausführlich über einen Besuch des neuen Kurfürsten Friedrich von Württemberg auf dem Hohenstaufen. *Nie hat ein schwäbischer Fürst der Größe und dem Verdienste der Vorzeit ein würdigeres Opfer geweiht.* Wieder ist der schwäbische Patriotismus bemerkenswert: *Eine Wallfahrt nach Hohenstaufen sollte beinahe eine durch das Gesetz gebotene Pflicht jedes Teutschen, wenigstens jedes Schwaben, seyn, des erstern, um ihn recht lebhaft daran zu erinnern, was seine Väter waren, und wie tief die Enkel gesunken sind, und des letztern, um ihm die Rolle zu vergegenwärtigen, die dem Schwaben in den teutschen Angelegenheiten gebührt.* Pahl schließt mit dem Vorschlag eines Denkmals auf dem Hohenstaufen: Man möge dort einen mit Eichen umpflanzten Tempel errichten, auf dessen Altar stehen sollte: *Den muthigen Verfechtern der teutschen Freyheit, und Den ersten Aufklärern des westlichen Europa!*⁶

Kurfürst Friedrichs Rückgriff auf die Staufer zielte auf die Integration der neuwürttembergischen Gebiete. Aber romantische Stauferbegeisterung ging nicht in ihrer politischen Instrumentalisierung auf. Honoratioren und Literaten in den schwäbischen Stammländern pflegten den Stolz auf das einstige

Herrschergeschlecht. Ein in den 1830er-Jahren gegründeter Hohenstaufen-Verein sorgte sich um das verfallende Barbarossakirchlein am Fuß des Hohenstaufens, nach der deutschen Einigung von 1871 sammelte man für ein monumentales Denkmal auf dem alten Kaiserberg, das als *Wahrzeichen deutscher Einheit, deutscher Treue* dienen sollte. Obwohl die Begeisterung zunächst groß schien, wurde nichts daraus.

Auch die stimmungsvoll-romantische Grabstätte der Staufer im ehemaligen Kloster Lorch partizipierte am Rang des Hohenstaufen als nationalem Erinnerungsort. 1898 wurde in der Klosterkirche ein Denkmal zur Erinnerung an die aus Byzanz stammende Königin Irene eingeweiht, mit deren Leben sich bereits um 1600 der Tübinger Professor und Gräzist Martin Crusius beschäftigt hatte. In einer Reisebeschreibung von 1835 heißt es über Lorch: *Hier liegt die durch Schönheit und Bildung berühmte Kaiserin Irene, des griechischen Kaisers Isak Tochter; – welche Schauer erregende Gefühle ergreifen dann nicht mächtig die Brust!*

Solche Verweise auf die Existenz von Stauferinnen, also den Ehefrauen und Töchtern der Herrscher, bleiben jedoch bis zur Gegenwart marginal. Die Flamme der Begeisterung entzündete sich an den großen Männern des Geschlechts und ihren Kriegstaten. Literarisch verarbeitet wurden vor allem Barbarossa, Friedrich II. und Konradin, manchmal auch Heinrich VI., König Manfred und der unglückliche Enzo. Man kann also die These wagen, dass der

Staufer-Mythos im Kern eine militaristisch angehauchte Männer-Phantasie darstellt.

*Phrasenselige Kyffhäuser-Deutsche –
Barbarossa und Kaiser Wilhelm I. gleichgestellt*

Kein anderes Poem brachte den Barbarossa-Mythos des 19. Jahrhunderts so eingängig und lesebuchtauglich auf den Punkt wie Friedrich Rückerts «Der alte Barbarossa» von 1817:

*Der alte Barbarossa,
der Kaiser Friederich,
im unterirdischen Schlosse
hält er verzaubert sich.*

Es gab in der frühen Neuzeit einige Überlieferungen zu einem bergentrückten Kaiser Friedrich, aber die kanonische Form und die für das 19. Jahrhundert

gültige Lokalisierung auf den Kyffhäuser lieferten die Brüder Grimm in ihren «Deutschen Sagen» von 1816.

1823 bis 1825 legte der Berliner Historiker Friedrich von Raumer eine sechsbändige «Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit» vor, die aufgrund ihrer anschaulichen Darstellung zur beliebten Quelle für die vielen Literaten wurde, die Barbarossa- oder Stauferdramen drechselten. Beispielsweise für den Vielschreiber Ernst Raupach, der seit 1830 einen 16-teiligen Zyklus von Staufer-Dramen veröffentlichte. Auch wenn das romantisch geprägte Werk Raumers Barbarossa und die Staufer glorifizierte, blieb im 19. Jahrhundert Kritik nicht ganz aus. Historiker wandten sich gegen die Italienpolitik der Staufer und ergriffen Partei für Heinrich den Löwen und die Ostpolitik. Die alten Gegensätze Ghibellinen versus Guelfen lassen sich auch auf die historiografische Parteinahme übertragen, aber die Erinnerungshoheit haben die Ghibellinen, also die Staufer, errungen, denn der Grundton der Staufer-Rezeption im 19. Jahrhundert war ohne Zweifel die unkritische Huldigung.

Zu den Kritikern des politischen Kyffhäuser-Mythos zählte Heinrich Heine, der zunächst der *lieblichen und entzückenden Sage* mit Sympathie gegenüberstand, später aber in seinem «Deutschland. Ein Wintermärchen» mit dem *Philistertraum vom erwachenden Barbarossa* abrechnete:

*Herr Rotbart – rief ich laut – du bist
Ein altes Fabelwesen,
Geh, leg dich schlafen, wir werden uns
Auch ohne dich erlösen⁷.*

Ein eigenes Thema wären die vielfältigen Aufgriffe des Barbarossa- und Staufer-Themas in der Erinnerungskultur des 19. Jahrhunderts. Vor allem das Festwesen der Turner und Sängerkorps artikulierte einen emotional geprägten Nationalismus⁸. Immer wieder beschwor man in Gedichten oder lebenden Bildern die staufische Vergangenheit und vor allem den Kyffhäuser-Mythos.

Nach der Reichsgründung von 1871 gab es dann kein Halten mehr. Das Bild des erwachenden oder erstandenen Barbarossa und der Hohenzollern als Staufer-Nachfolger avancierte zum *einprägsamsten Bild der Reichsgründungsära*⁹. Auf Felix Dahn geht die parallele Bezeichnung Barbablanca (Weißbart) für den neuen Kaiser Wilhelm I. zurück. Den monumentalsten Ausdruck fand die Gleichsetzung in dem 1896 eingeweihten Kyffhäuser- oder Barbarossadenkmal. Die riesenhafte Anlage, dem verstorbenen Kriegsherrn Wilhelm I. gewidmet, war zugleich eine



«Der Hohenstaufen mit seinen Umgebungen und dem Projekt des Ausbaus». Gedenkblatt für den Plan eines Nationaldenkmals auf dem Hohenstaufen von 1871.



Barbarossa-Karikatur im «Kladderadatsch», 1871. Der Stauferkaiser macht Platz für den deutschen Kaiser Wilhelm I. von Preußen.

Kampfansage der Kriegervereine gegen die deutsche Sozialdemokratie.

Schon vor der Kaiserproklamation im Januar 1871 karikierte der «Kladderadatsch» im Dezember 1870 (Nr. 57) in einem Gedicht «Vom Teutschen Kaiser» satirisch die Vorbereitungen:

*Und all' die Poeten im Teutschen Land,
Sie dichten und reimen sich heiser;
Sie setzen aufs «Schloß» den «Barbaross»,
Auf den «Kyffhäuser» den «Kaiser».*

Das definitive Ende des politischen Barbarossa-Mythos kam erst in der NS-Zeit. Mit der Katastrophe des unter dem Namen Barbarossa geführten Russlandfeldzugs, so Herfried Münkler, ist der Wunsch nach einer Wiederkehr des Kaisers, wie er die deutsche politische Kultur über eineinhalb Jahrhunderte geprägt hat, ein für alle mal verschwunden. Politisch hat Barbarossa jede Relevanz verloren¹⁰.

«Ein feuriger Herr des Anfangs» –
Friedrich II. in der Mythenschau des Ernst Kantorowicz

1927 erschien von Ernst H. Kantorowicz, einem deutsch-jüdischen Autor und ehemaligem Freikorpskämpfer, ein eigenartiges Buch, eine umfangreiche Biografie über den Stauferkaiser Friedrich II.

und zwar ohne eine einzige Fußnote. Ganz der Gedankenwelt des Kreises um den symbolistischen Dichter Stefan George verpflichtet, feiert das Buch den Herrscher als Genie und messianischen Einzelgänger. Es ist eher eine «Meistererzählung» als eine positivistische Darstellung, eher ein künstlerisches Werk als eine konventionelle historische Biografie.

Dass Friedrich II. ein außergewöhnlicher Herrscher war, hat man lange vor Kantorowicz gewusst, auch wenn der Kaiser in der deutschen Staufer-Rezeption längst nicht so populär war wie Barbarossa und Konradin. Für Jacob Burckhardt war Friedrich II. der erste moderne Mensch auf dem Thron. Nietzsche, dessen Sichtweise für den George-Kreis bestimmend wurde, sah in ihm das Genie und den Freigeist. Aber kein Autor hat den Staufer mit geradezu hymnischen Formulierungen so verkürt wie Kantorowicz. Mit Blick auf die deutsche Kaisersage, die ja ursprünglich Friedrich II. und nicht Barbarossa galt, spricht er von seinem Helden als *jenem feurigen Herrn des Anfangs, dem Verführer, Berücker, dem Strahlenden, Heiteren, dem Ewig-jungen, dem strengen kraftvollen Richter, dem Gelehrten und Weisen*¹¹. Die Geschichtswissenschaft hat inzwischen ein wesentlich nüchterneres Bild von Friedrich II. erarbeitet, die Deutungen von Kantorowicz spielen für die aktuelle Forschung keine Rolle mehr.

Kantorowicz hat den Staufer instrumentalisiert, um den elitären Führerkult des George-Zirkels zu propagieren. Es ist daher kein Wunder, wenn Hitler später behauptete, er habe das Buch zwei Mal gelesen. Der Autor, dem 1939 die Flucht aus Deutschland gelang, hat sich später deutlich von dem Buch distanziert und lange gegen eine Neuauflage gesträubt. *Man sollte halt ein Buch*, schrieb der inzwischen in Princeton lehrende renommierte Mediävist in einem Brief vom Mai 1963, *das bei Himmler auf dem Nachttisch lag und das Göring an Mussolini mit Widmung verschenkte, in völlige Vergessenheit geraten lassen*¹².

Hitlerjugend auf dem Hohenstaufen –
Barbarossa contra Heinrich der Löwe

Am 18. Juni 1933 fand eines der ersten großen Treffen der Hitlerjugend vom Gau Württemberg-Hohenzollern auf dem Hohenstaufen statt. Zwei Kinder aus dem Dorf begrüßten über tausend Jungen und Mädchen mit den leicht holprigen Versen:

*Zu Schwabens schönstem Berge
strömt heut der Jugend Schar,
des großen Führers Werke
zu weihn sich ganz und gar.*

Die Göppinger Zeitung «Der Hohenstaufen» berichtet von einem Treffen der Hitlerjugend im Gau Württemberg-Hohenzollern auf dem Kaiserberg.



*Es wehen unsre Fahnen,
wo stand der Stauer Schloß.
Die Träume unsrer Ahnen
erfüllt sind wahr und groß¹³.*

In der Folgezeit wurde der Hohenstaufen so etwas wie der Hausberg der württembergischen Hitlerjugend¹⁴. Das Kloster Lorch sollte 1937 zu einer faschistischen Staufergedenstätte umgestaltet werden, was ihm aber glücklicherweise erspart blieb. Die SS inszenierte eine pathetische Feierstunde, in der Oberführer von Alvensleben verkündete: *Wer aber heute die weihevollste Grablege betritt, wird ergriffen und bewegt (...) vom wehenden Willensodem unserer großen Kaiser und Könige (...). Wir wissen, daß Deutsches in der Welt sein muß und im Süden und Osten wie ehemals eine Mission hat.*

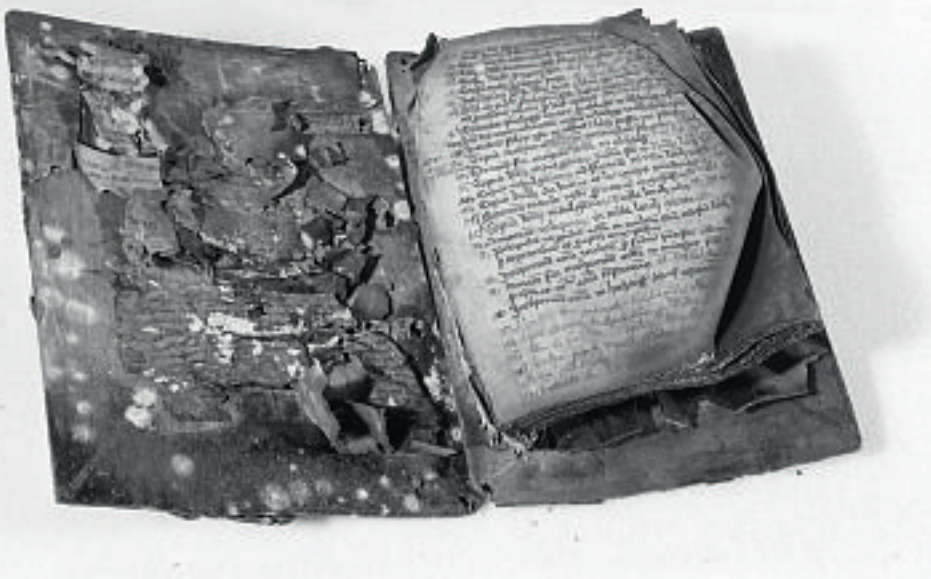
Damit wurde geschickt der Gegensatz zwischen Italien- und Ostpolitik entschärft, der die Stauferrezeption im Dritten Reich behinderte. Denn eigentlich gehörten die Sympathien der Nazis dem großen Gegenspieler Barbarossas, Heinrich dem Löwen, und dessen Ostpolitik. Aber da die NS-Ideologie in diesem Punkt keine Einheitslinie kannte, blieb genügend positives Identifikationspotential für die Stauferherrscher übrig. Nach den politisch-militärischen Erfolgen der Jahre zwischen 1938 und 1941 bot sich das Universalreich der Stauer als Vorbild des nunmehrigen «Großdeutschen Reiches» an.

Natürlich gab es zwischen 1933 und 1945 auch Geschichtsforschung, die sich weitgehend frei hielt

von ideologischen Verzerrungen der Diktatur. So verzichtete Erich Maschke, später ein renommierter Stadthistoriker, auf einen Kotau vor der NS-Rasse-Ideologie, als er 1943 sein Buch «Das Geschlecht der Stauer» veröffentlichte. Der gute Eindruck wird aber völlig zunichte gemacht durch eine einzige, den Anmerkungen vorangestellte Ankündigung: *Jüdische Autoren sind bei erstmaliger Nennung mit einem * bezeichnet¹⁵.*

*Die Quellenfälschung
im Stauferkatalog 1977*

Nach dem Zweiten Weltkrieg war der politische Mythos der Stauer zwar tot, nicht aber die Stauferforschung und die kulturhistorische Faszination der Stauer. Die anlässlich des 25-jährigen Bestehens des Landes Baden-Württemberg veranstaltete Stuttgarter Ausstellung «Die Zeit der Stauer» war mit über 700.000 Besuchern ein geradezu sensationeller Erfolg, Auftakt einer Reihe von weiteren Mittelalter-Ausstellungen, die aber kaum einmal den Glanz der im Alten Schloss zusammengetragenen Exponate und den Besuchererfolg erreichten. Die Stuttgarter Schau blendete die politische Geschichte nicht aus, ergänzte sie aber durch intensive Einblicke in das Spektrum der Funde der Mittelalterarchäologie. Vorbildlich und umfangreich wurde auch die Staufer-Rezeption aufgearbeitet; wer sich heute damit beschäftigt, steht auf den Schultern der im Stauferkatalog dokumentierten Forschungen.



Das Lorcher «Rote Buch» im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv vor seiner Restaurierung. Es war beim Archiobrand im Zweiten Weltkrieg zusammengeschmort.

Der dritte Band des blendend verkauften Katalogs mit den wissenschaftlichen Aufsätzen enthielt als Anhang einen Beitrag «Das staufische Haus» des Tübinger Landeshistorikers Hansmartin Decker-Hauff. Ohne wissenschaftlichen Apparat – es wurde auf eine nie erschienene weitere Veröffentlichung verwiesen – wurde hier nicht weniger als eine Gesamtgenealogie des Stauferhauses geboten. Zahlreiche Personen, die hier begegnen, waren von der modernen Forschung überhaupt nie als Staufer wahrgenommen worden. Abgesichert wurde die frühe staufische Genealogie vor allem durch völlig unbekannte Quellen, die teilweise in kurzen wörtlichen Zitaten angeführt wurden.

Die Exzerpte, über die Decker-Hauff exklusiv verfügen konnte, gingen nach seinen Angaben auf Aufzeichnungen der Lorcher Mönche zurück, zum einen auf den sogenannten Codex Holtz und zum anderen auf das als das «Rote Buch» bekannte Kopialbuch des Klosters, das nie zusammenhängend und lückenlos veröffentlicht wurde. Durchaus zutreffend schreibt Decker-Hauff: *Viel weniger wichtige Texte hat man minutiös herausgegeben, das Rote Buch von Lorch ließ man auf sich beruhen – bis es prompt im letzten Krieg mitsamt seinen nicht edierten Teilen verbrannte*¹⁶.

Niemand hat meines Wissens je Decker-Hauff's exklusive Quellen zu Gesicht bekommen. Das von Decker-Hauff immer wieder in Publikationen und mündlichen Äußerungen angeführte «Hauff'sche Epitaphienbüchlein» ist auch in seinem Nachlass nicht aufgetaucht. Wer sich intensiv mit den Lorcher Geschichtsquellen befasst hat, kann die Auskünfte Decker-Hauff's zu diesen Quellen nur als rätselhaft empfinden. Sollte Gebhard Mehring, der für seine Edition «Stift Lorch» 1911 das Rote Buch intensiv

durchgearbeitet hat, tatsächlich eine dort enthaltene Translationsliste übersehen haben? Das Rote Buch ist glücklicherweise nicht vernichtet worden, wenngleich stark zerstört.

Moderne Restauratorenkunst hat hier Unglaubliches geleistet. Die meisten Seiten sind inzwischen einigermaßen lesbar, und bei den besonders schwer zerstörten Seiten besteht die Hoffnung, dass mit modernen naturwissenschaftlichen Verfahren der Bildbearbeitung nennenswerte Teile des verlorenen Textes doch noch gesichert

werden können. Die schwersten Schäden betreffen leider den interessantesten Text des Kopialbuchs, die Gründungsgeschichte des Klosters. Mitte der 1990er-Jahre haben Gerhard Lubich und ich unabhängig voneinander die Reste des Roten Buchs ergebnislos auf die von Decker-Hauff daraus angeblich exzerpierten Texte abgesucht und nichts gefunden. Diese von ihm erfundenen Texte lassen sich als Belege seiner spekulativen genealogischen Aufstellungen verstehen. In einer Dissertation über die staufische Heiratspolitik hat dann Tobias Weller vor einigen Jahren mit den Hypothesen Decker-Hauff's zu den Eheverbindungen der Staufer gründlich aufgeräumt. Inzwischen kann als *communis opinio* der seriösen Mediävistik gelten, dass man die Aufstellungen und Quellenfunde Decker-Hauff's im Stauferkatalog ignoriert.

Die Fälschungen im Staufer-Katalog sind ein Wissenschafts-Skandal der deutschen Mittelalterforschung, der nie größere Wellen geschlagen hat. Im engen Stuttgart-Tübinger-Beziehungsgeflecht hat man 1977 eine fragwürdige Entscheidung getroffen, als man den genealogischen Artikel des Tübinger Ordinarius in den Katalog aufnahm, obwohl die Neigungen des Autors zur Ausschmückung von Fakten in den einschlägigen Kreisen sattem bekannt waren. Auch wenn man sich die Entscheidung zum Abdruck womöglich nicht leicht gemacht hat, hat man für eine folgenschwere Irreführung der Wissenschaft und gegen die historische Wahrheit votiert. Die Ausstellung war ein Renommierprojekt des Bundeslandes, und das Risiko, dass jemand die Fälschungen zeitnah enthüllen würde, war angesichts des Einflusses des Autors und seines Schüler- und Freundeskreises zu vernachlässigen. So griff

man ganz wie in der frühen Neuzeit zu identitätsstiftenden Fiktionen.

*Zum guten Schluss:
Warum faszinierten die Stauer?*

1839 machte sich der evangelische Pfarrer Albert Knapp in seinem Gedichtband «Hohenstaufen» recht kluge Gedanken darüber, *wodurch die hohenstaufische Geschichte sich vor den meisten der übrigen deutsch-historischen Epochen aufs Glänzendste unterscheidet*. Er listete vier Punkte auf: Erstens *die innige Verschmelzung ihres Daseyns mit den Kreuzzügen und mit den dunkelklaren, wunderbar lebendigen Bildermassen des heilig gehaltenen Orients*; zweitens *die nahe Verbindung der Schwabekaiser mit Italien*. Drittens verweist Knapp nicht nur auf die *ritterlich starke Leibschönheit* der Stauer, sondern auch auf *jene seltene Harmonie der Geisteskräfte*, die sich unter anderem in den Erzeugnissen der Poesie der Familienmitglieder niedergeschlagen hat. Erwähnt werden auch die *architektonischen Ueberreste aus der staufischen Kaiserzeit*. Viertens spricht Knapp das außergewöhnliche Unglück der Stauer an. Wir sehen, schreibt er, *das schwäbische Kaiserhaus auch am tiefsten durch unerhörte Trübsal gedemüthigt, und zu einem solch tragischen Untergange bestimmt, daß es, wie kein anderes, sich mit der Nachwelt durch eigene Leiden versühnet hat, soweit irgend ein Mensch seine Fehler selbst zu sühnen vermag. Die Hohenstaufen haben ihre Zeche mit ihrem eigenen Blute bezahlt*.

Auf die Frage, wieso ausgerechnet die Stauer in diesem Ausmaß erinnert und instrumentalisiert wurden, gibt es nur mehr oder minder plausible

Antworten. Ich möchte abschließend die für mich entscheidenden Aspekte thesenhaft zusammentragen.

1. Eine wichtige Rolle messe ich der Verbindung und Überlagerung der unterschiedlichen Rezeptionsfaktoren bei. Lokale, regionale und nationale Identifikationspotentiale konnten sich ebenso gegenseitig verstärken wie die Traditionen, die sich jeweils an Barbarossa, Friedrich II. und Konradin knüpften. Salopp könnte man sagen: Im Dreierpack waren sie unwiderstehlich. Vor allem der im 19. Jahrhundert so übermächtige Barbarossa-Mythos konnte das Interesse auch auf die anderen Personen und die sie überwölbende Familiengeschichte lenken.

2. Neben der politischen Geschichte, die vor 1945 vor allem national instrumentalisiert wurde, existiert eine eminente kulturgeschichtliche Bedeutung der Stauerzeit. Die Blüte des Rittertums (einschließlich der Kreuzzüge) und der mittelhochdeutschen Literatur fällt in diese Epoche. Romanische und frühgotische Bauten aus dem 12./13. Jahrhundert üben eine besondere Faszination aus. Die populäre Mittelalter-Rezeption bis hin zum Reenactment (besonders beliebt: Ritterturniere) ruht sozusagen auf staufischem Fundament.

3. Die Geschichte des staufischen Hauses bietet reiche Angebote für emotionale Zugänge zur Geschichte. Die Staufergeschichte lässt sich nicht nur auf der Bühne als Tragödie erzählen, die ergreift und anrührt (neudeutsch: «human touch»).

4. Stauer-Mythen und Erinnerungsorte sind aufs Engste miteinander verbunden. Sowohl im Nordreich als auch im Südreich der Stauer sind zahlreiche überaus eindrucksvolle Überreste stauerzeitli-

31.7. bis 31.10.2010 **SONDERAUSSTELLUNG**

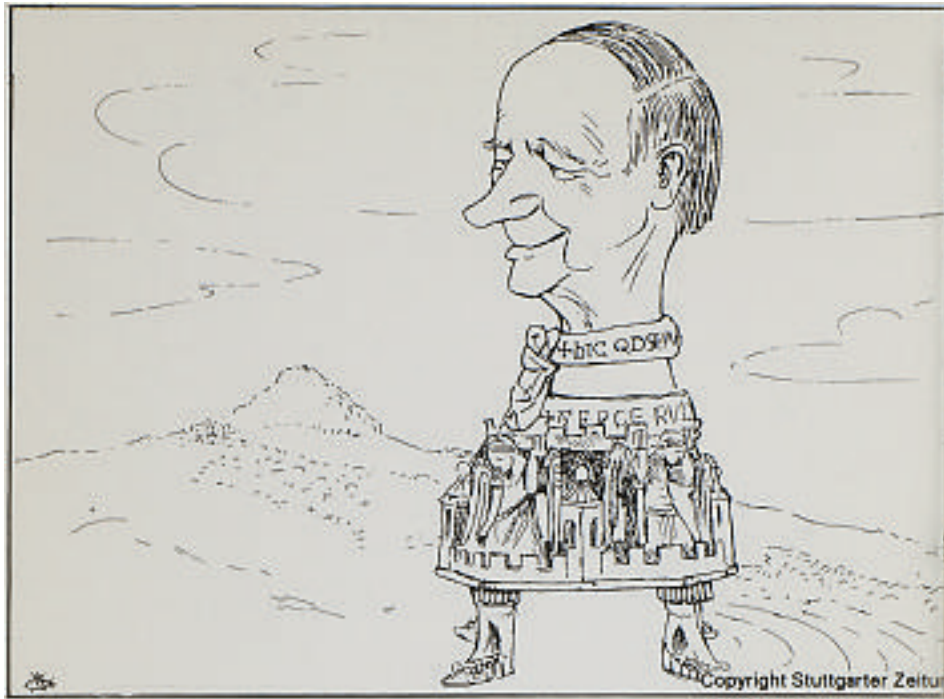
Von Kaiser zu Kaiser
Erinnerungen an den
Deutsch-Französischen Krieg
1870/71



 Wehrhistorisches Museum
im Schloss Rastatt

Herrenstraße 18 · 76437 Rastatt
Telefon (07222) 34244 · www.wgm-rastatt.de
Öffnungszeiten:
April - Oktober: Di - So u. Feiertage 10:00 - 17:30 Uhr
Eintrittspreis: 6,- Euro, ermäßigt 3,- Euro

 MUSEUMS
RASTATT
MUSEES



«Unser schönstes Ausstellungsstück». Karikatur in der Stuttgarter Zeitung zur Stauferausstellung 1977 im Alten Schloss. Ministerpräsident Hans Filbinger als Kappenberger Barbarossa-Kopf.

cher Architektur erhalten geblieben, Kirchen, Burgen und Pfalzen, die heute ungeniert im Zeichen der Staufer vermarktet werden. Mythen und Erinnerungen haben in ihnen handgreifliche Anknüpfungspunkte. Die Stauferstätten sind erfahrbares historisches Wissen, nicht nur Denkmale, sondern auch Erzähl-Male, die sich durch historische Erzählungen dem Betrachter erschließen. Und sie können immer noch – zumindest bei Bildungsbürgern – Ergriffenheit auslösen.

Auch wenn sich die Rahmenbedingungen gewandelt haben, etwa durch den Wegfall des politischen Barbarossa-Mythos nach 1945, und auch wenn zeit-spezifisch das «Mischungsverhältnis» der angesprochenen Aspekte unterschiedlich sein kann, so liefern diese Gesichtspunkte durchaus auch Erklärungsansätze für den Staufer-Rummel der Gegenwart. Eine erstaunliche Konstante stellt der schwäbische Patriotismus dar, der mindestens seit der Zeit um 1500 bis zur Gegenwart die Begeisterung schwäbischer Stauferfreunde trägt. Staufer-Traditionen und Schwaben-Traditionen waren und sind intensiv verflochten.

Jedenfalls sind die Staufer – unabhängig vom Einfallreichtum der Tourismus-Industrie – nach wie vor höchst lebendig. Und wenn sie nicht wieder in den Berg ziehen, werden sie es wohl auch noch eine Weile bleiben.

ANMERKUNGEN

- 1 Übersetzung von Bruno Maier in: Christian Tubingius Burrensis Coenobii Annales ed. Brösamle, 1966, S. 79.

- 2 Walter Migge in: Die Zeit der Staufer III, 1977, S. 276.

3 Ebenda.

4 Weigend S. 48.

5 Ausgabe 1977, S. 435.

6 S. 304.

7 Weigend S. 52.

8 Kaul S. 260.

9 Kaul S. 357.

10 Die Deutschen und ihre Mythen, 2009, S. 68.

11 S. 632.

12 Thomsen S. 296.

13 Weigend S. 195.

14 Ebenda S. 198.

15 S. 143.

16 S. 340.

WEITERE NACHWEISE

Eine neuere Synthese mit weiterführenden Literaturangaben stammt von W. Hechberger: Bewundert – instrumentalisiert – angefeindet. Staufer und Welfen im Urteil der Nachwelt, in: Staufer und Welfen, 2009, S. 216–238.

Nachträglich erschienen 2010 unter dem Titel «Mythos Staufer» die Akten der 5. Landauer Staufertagung.

Zu Barbarossa bieten den neuesten Stand Münkler (wie oben) und C. G. Kaul: Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. 1–2, 2007. Zu

Friedrich II: M. Thomsen: «Ein feuriger Herr des Anfangs ...», 2005. Unverzichtbar die Bände des Stauferkatalogs: Die Zeit der

Staufer, vor allem III, 1977 und K. Schreiner in Bd. V, 1979 sowie F. Weigend/B. Baumunk/T. Brune: Keine Ruhe im Kyffhäuser, 1978

(zit.: Weigend). Zu den Erwähnungen von Lorch (und Decker-Hauff): 900 Jahre Kloster Lorch, 2004, S. 171–173 (K. Graf).

Zu Abschnitt I: Deutsche Landesgeschichtsschreibung im Zeichen des Humanismus, 2001, S. 208f. (K. Graf); K. Graf, Gmünder Chroniken im 16. Jahrhundert, 1984, S. 103–106.

Eine **ungekürzte Fassung** (mit weiteren Nachweisen und Internetlinks) dieses Beitrags, der die Form des Vortrags am 16. März 2010 im Rahmen der SHB-Vortragsreihe «Die Welt der Staufer» beibehält, liegt online vor:

<http://archiv.twoday.net/stories/6412734>

bzw. Archivversion: <http://webcitation.org/5rFgaGwPw>.